

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 17

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, George
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher)

Schluss

Die Gebeine des Kaisers sind von Sanct Helena zurückgekommen. Viele Veteranen der alten kaiserlichen Armee haben die sterbliche Hülle ihres Führers in den Invalidendom begleitet. Wir konnten uns ihnen nicht anschließen, aber wir behalten, trotz der Jahre, die vergangen sind, von ihm etwas, das nur mit dem Erlöschen wird: die unvergängliche Erinnerung.

Und nun altere ich hier allein, und es geht nicht mehr lange, bis ich meiner lieben Alice und meiner Ahne und den Kameraden, die mir vorausgegangen sind, nachfolgen kann. Wenn man seine Pflicht erfüllt hat, dann kann man ruhig gehen. Gott ist barmherzig.

Vive l'Empereur!

An diesem Februarmorgen hat sich der Pfarrer von L. so gleich nach dem Frühstück auf den Weg gemacht nach dem Bauernhof La Sapinière, hoch oben am Berggang. Man hat ihm Bescheid gemacht, daß der alte Abraham, den man im Dorf gewöhnlich nur den „Grenadier“ nannte, nicht mehr lange machen würde und daß er hinaufkommen sollte. Die Tannen sind weiß bereift. Die Sonne, die sich eben über die Ebene erhebt, sticht Funken aus dem Schnee, und der Himmel ist tief blau und wolkenlos.

Der würdige Pfarrherr sieht diese Pracht der Natur wohl; aber er denkt auch an die zwei Stunden, die man braucht bis zum Hof hinauf, daß er oft schon recht müd ist und doch offenbar zu altern beginnt.

Nun sind es ja auch schon bald zwanzig Jahre, seit er die Gemeinde L. versteht, und er hat nun die Söhne und Töchter von jenen im Katechismusunterricht, denen er als junger, eifriger Priester die erste Kommunion erteilt hat. Und daß er nun schon so weit ist, macht ihn bisweilen etwas traurig. Ach ja, die Zeit vergeht schnell! Die Geschlechter folgen sich, die Jungen schaffen sich Platz an der Sonne und die Alten steigen bergabwärts. Diese unausweichliche Flucht der Menschen und Dinge macht ihn nachdenklich, und wie er so durch den Schnee stampft, der immer tiefer wird, je höher er steigt, da überdenkt er die Kürze des Lebens und wie rasch man an sein Ende kommt.

Hat er wohl seine Aufgabe erfüllt in dem kleinen Kreis, der ihm gehört? Er denkt an den großen David, den man wegen seiner roten Knopfnase „Rodzet“ nennt und der, trotz seines ruhmreichen Namens, so oft dem Teufel der Trunksucht verfällt und dabei ganze Sonntage, besonders im Winter, lieber im „Croix Fédérale“ verbringt als in der Kirche. Der alte Isaaq, „Bellouffon“ genannt, leistet ihm dabei Gesellschaft, und wenn die beiden zusammen sind, so hört man selbst durch die geschlossenen Fenster hindurch bis zum Pfarrhof hin ihre Gassenlieder schallen, die so gar nichts Erbauendes haben!

Nicht viel anders ist es mit Julie, der Frau von Auguste Jacot, die hieher wohnen kam nach einer Prügelei, in der ihr Mann halb erschlagen worden war. Er ist dann gestorben, nachdem er den größten Teil seiner Habe in tüchtig begoffenen Schwelgereien durchgebracht hatte; aber das hindert die Witwe nicht, eine ärgerliche Unmäßigkeit im Reden zu zeigen. Wenn sie hinter ihrem Bettvorhang hervor, mit dem Besen bewaffnet, ihre Tochter Celine ausschimpft, dann hört das ganze Dorf Dinge ... Dinge ..., die den würdigen Priester des Heiligen Evangeliums erröten machen.

Selbst die Jungen ziehen den Tanz ernsthafteren Bergnütungen vor. Hat man nicht erst letzter Tage eine ganze Bande von Burschen und Mädchen in die Stadt hinuntergehen sehen, um an einem von einem Ortsverein vorbereiteten Ball teilzunehmen und dann erst am hellen Morgen heimzukehren, grad noch zeitig genug zur Besorgung des Viehs! Der brave Mann mußte sich, nicht ohne Trauer, gestehen, daß sich wahrscheinlich niemand bemüht hätte, einer belehrenden Versammlung beizuwohnen ... Und dann die „Dissidenten“, die der Kirche wackere Leute entziehen, indem sie sie nur zu oft in die Sünde des Stolzes verfallen lassen!

Im Gehen machte so der Herr Pfarrer, nicht ohne Zerknirschung, sein Gewissenseramen, denn der einsame Spaziergang verhält einen ganz von selber zur Einkehr in sich selbst und zum Bilanzmachen mit Soll und Haben der eigenen Taten, als ob dieses Bild des innern Lebens, das man nur zu leicht in der Tagesarbeit vergißt, sich plötzlich in abschreckender Klarheit abheben würde. Der Pfarrer von L. hatte indessen das Ackerfeld, das ihm zugewiesen worden war, mit aller Gewissenhaftigkeit bearbeitet, das Unkraut mit Macht ausgejätet, ohne irgend welche Schwäche gegen das Böse angekämpft, die schwankenden Willen ermutigt und versucht, die ganze Gemeinde mit dem Eifer zu befeelen, der in ihm selber war. War es ihm immer gelungen, und vor allem: hatte er stets seine Mittel richtig eingesetzt, um zu guten Ergebnissen zu gelangen? War er bescheiden genug gewesen mit den Kleinen, fest genug mit den Fehlbaren? Hatte er sich wirklich seinen Pfarrkindern genug hingegeben und dem vom göttlichen Meister vorgezeichneten Weg getreu gefolgt? Er wagte in seiner Bescheidenheit nicht, mit einem Ja zu antworten. Er dachte vielmehr an all das, was noch zu tun blieb und an das Wenige, was er vollbracht hatte.

Er dachte daran, daß selbst im Pfarrhause nicht alles leicht sei, obwohl seine Frau, der das rauhe Klima des Juras nicht zusagte, sich wacker einsetzte, um ihm mit all ihren Kräften beizustehen, ohne sich jemals zu beklagen. Er dachte an die Kinder, die größer wurden, an die teuren Studien, die er für den Ältesten würde bezahlen müssen. Trotz des einfachen, fast mönchischen Lebens hatte der würdige Pfarrherr seit langem auf seine Tasse Kaffee nach dem Mittagessen verzichten müssen. Aber noch härter war ihm vorgekommen, daß er das Blauestündchen mit seiner Frau in dem mit Büchern und Papieren überfüllten Arbeitszimmer hatte aufgeben müssen, bei dem sie für einen Augenblick den Haushaltsgeschäften entweichen konnte. Jetzt erlaubte er sich diesen Luxus nur mehr am Sonntag oder wenn das Pfarrhaus, das trotz allem gastfreundlich geblieben war, mit einem Besuch beehrt wurde.

Er, einst ein leidenschaftlicher Raucher, begnügte sich jetzt mit einer einzigen Zigarre im Tag, um diese kleine Einsparung auch noch den kirchlichen Werken zuwenden zu können. Er betrachtete seine schwarzen Kleider, die wohl immer sauber waren, dank der rastlos tätigen Fürsorge seiner Frau, aber doch schon recht abgewetzt an den Ellbogen und Knien, so daß er sich fast etwas schämte vor seinen Kollegen aus dem Flachland, wenn er sie bei den Sitzungen der Synode traf, die alten Studienkameraden, die ein leichteres Leben hatten, und deren pfarrherrliche Einfachheit sich immerhin mit einer gewissen Eleganz paarte.

Den Schnee stampfend mit seinen bis halb hinauf in Überstrümpfen steckenden Beinen und in etwas graue Gedanken versunken, wie sie eben etwa einen überfallen können und hindern, den blauen Himmel zu sehen und alles, was das Leben an Reichtümern und Schönheiten bringt, fand er sich plötzlich sozusagen Nase an Nase einem Hasen gegenüber, der grad aus dem Wald über den Weg springen wollte. Ein marschierender Pfarrer macht wenig Lärm. Meister Lampe, der seinerseits in eine Welt von wahrscheinlich sehr andersgearteten Gedanken versunken war, hatte ihn nicht kommen hören, und nun standen sie da einander gegenüber auf wenige Schritte Distanz. Es war der Hase, der sich zuerst faßte. Diese Tiere verspüren in der Tat vom Vater auf den Sohn, oder besser gesagt, von der Mutter auf die Tochter — denn die Hasenväter üben schamlos, was man böswilliges Verlassen der Familie nennt — eine gerechtfertigte Angst vor dem Menschen, wer er auch sei, und für sie ist ein Pfarrer nicht mehr wert als ein anderer.

Der Hase also, nachdem er zwei- oder dreimal das aufgestellte rechte Ohr geschüttelt hatte, um seine Gedanken in Ordnung zu bringen, wandte sich plötzlich um und machte sich mit bewundernswertem Eifer auf die Flucht. Aber der Schnee war tief und staubähnlich neben dem ausgetretenen Pfad, und Meister Lampe kam kaum vorwärts, obwohl er nicht schwer wog. Er sprang deshalb auf den Fußweg zurück, wobei er offenbar in seinem kleinen Hirnkasten dachte, der schwarze Mann werde wohl nicht so gefährlich sein, und übrigens hätte der andere ja bloß zwei Pfoten.

Aber habt ihr nicht schon bemerkt, wie auf einsamen Spaziergängen der kleinste Zwischenfall unsere Gedanken abwenden und ihnen plötzlich eine unerwartete Richtung geben kann? Beim Anblick dieses kleinen Tieres spürte der würdige Pfarrherr auf einmal in sich ein ganz anderes Wesen erwachen. Wie ein Krieger des Altertums bei der Verfolgung eines Feindes, so schwang er seinen Stock und machte unglaubliche Sprünge, verbissen in das Spiel, als er sah, daß der Abstand zwischen ihm und der winzigen braunen Kugel, die überhöht war von einem frechen kleinen Schwänzchen, sich verkürzte. Bald würde er Meister Lampe einholen und — wer weiß? — ihn vielleicht sogar in den Pfarrhof heimnehmen können, zur Freude des ganzen Hauses. Ja, so weit war der Herr Pfarrer schon gekommen, der Sünde der Schlemmerei verfallen! Aber „Hochmut kommt vor dem Fall“, hat der Kirchenvater gesagt, und Meister Lampe, der ein Schlaupfropf unter seinesgleichen sein mußte, hatte mehr als einen Kniff im Sack. Als er nun die großen schwarzen Beine ganz nahe bei sich verspürte, kugelte er sich unter wildem Flockenstieben zusammen und machte einen prächtigen Purzelbaum.

Das war so schön und unerwartet, daß der Herr Pfarrer eine verräterische Wurzel, die den Weg überquerte, einfach überfah und seinerseits einen Purzelbaum schoß, freilich mit viel weniger Zierlichkeit, und dann in seiner ganzen Länge liegen blieb. Meister Lampe machte sich dies schleunigst zunutze, um auszukneifen, und bald sah man von ihm nichts mehr als ein wackelndes Ohr über einem braunen, weichgepolsterten Hinterteil, das den Zufallsjäger zu foppen schien, der sich etwas mühsam erhob und den Schnee abschüttelte.

Aber der Zwischenfall hatte den Mann aufgemuntert und die schwarzen Falter von vorhin verjagt. Der Herr Pfarrer fühlte sich wieder jünger und lachte über sein Abenteuer, das er daheim im Pfarrhaus erzählen würde.

Seine Gedanken kamen übrigens bald wieder auf das normale Geleise. Er dachte an den alten Abraham, den er besuchen wollte, an die Tröstungen, die er dem alten Soldaten bringen konnte, der so fest in seinem Glauben war, wenn er auch in den letzten Jahren kaum mehr zur Kirche hinabgekommen war wegen des weiten Weges. Der Pfarrer kannte genug aus dem Leben dieses Mannes, um zu wissen, daß auch er seine Leiden gehabt, daß eine unbedachte Tat des Zornes ihn zu den Bern

geführt und ihm das Herz zerrissen hatte; er wußte aber auch, daß die großen Ereignisse, die er auf seine Weise als bescheidener Mitspieler erlebte, ihn gelehrt hatten, die Dinge und Leute nach ihrem wahren Wert zu nehmen, ohne heiter-ernsten und starken Glauben zu verändern.

Gerade ging der Wald zu Ende, und zwischen den letzten Tannen schnitt das Dach des Bauernhauses seinen blauen Dreieckschatten in den weißen Schnee. In der großen Stille hörte man „Rosaf“, den Hund des alten Abraham, bellend an seiner Kette ziehen, und dieses Bellen schloß mit einer Art trauriger Klage, das etwas Unheimliches hatte im großen Frieden dieses strahlenden Morgens.

Auf der Schwelle des Hauses erwarteten der Bauer und seine Frau den Pfarrer, den sie von weitem über die verschneiten Felder hatten hinaufsteigen sehen. Auf eine Frage nach dem Zustand des Greises antwortete die Frau mit gedämpfter Stimme:

„Er schläft. Seit gestern hat er die Augen nicht mehr aufgetan. Er ist so friedlich, daß wir ihn nicht zu wecken wagen ... Tretet doch ein! Vielleicht erkennt er Euch! ... Hört Ihr ‚Rosaf‘? Seitdem sein Herr eingeschlafen ist, hat er nicht zu bellen aufgehört. Man könnte fast sagen, daß er das Unglück vorausfühle ... Das arme Tier. Es hat sein Futter nicht angerührt. Aber tretet doch ein, Herr Pfarrer! Ich will etwas warmes Wasser machen gehen. Ihr werdet wohl etwas nehmen nach diesem Aufstiege!“

Der Pfarrer war eingetreten. Allmählich gewöhnten sich seine vom Schneeflimmern geblendeten Augen an das Halbdunkel des Zimmers, und er konnte die peinliche Ordnung bemerken, als die Frau die Fensterladen weit öffnete.

An den Wänden hingen ein paar Lithographien, und eine davon stellte Napoleon auf Sankt Helena dar, aufrecht auf einem Felsen stehend, den kleinen Hut auf dem Kopf, die Hand in eine Öffnung der Weste gesteckt, den Degen an der Seite. Etwas weiter davon hing der kleine König von Rom mit seinem Lockenkopf und dem rundlichen, von einem zarten Lächeln erhellen Gesicht. Darüber hing in einem Holzrahmen eine kindliche Stickerie, wie man sie früher machte; sie zeigte einen Namen, in zeitgenössischen Buchstaben gestickt und ein Datum, 1782, in großen Ziffern. Das mußte ein Konfirmations-Andenken seiner Mutter sein.

Auf dem mit einem gehäkelten Überwurf bedeckten Tisch lag eine gewaltige Bibel, in fahles Leder gebunden. Das Buch war offen, und eine große Stahlbrille lag neben ihrem hölzernen Etui.

„Er hat alle Tage gelesen“, sagte die Frau mit leiser Stimme. „Das war seine einzige Zerstreuung, mit diesen paar Büchern da.“ Neben der Bibel war noch ein Band geöffnet liegen geblieben. Es war das Memorial von Sankt Helena.

Endlich war über dem Bett an ihrer verblakten, roten Troddel die große Polcemüge des Grenadiers aufgehängt, neben den erloschenen und entfilberten Wachtmeisterfchnüren. Auf dem Bett mit grünen Vorhängen, das in der Ecke des Zimmers stand, unterschied der Pfarrer endlich die starre Gestalt des alten Soldaten, knochig und fleischlos. Der weiße Kopf mit dem großen Schnurrbart lag der Wand zugekehrt. Nicht eine Bewegung war in dem Körper, der so klein schien, wie eingeschrumpft unter der Decke, die seine Umrisse mit Schattenstrichen abzeichnete.

„So ist er seit gestern“, sagte die Bäuerin. „Er hört nicht, wenn man ihn ruft. Er schläft ohne eine Bewegung. Selbst ‚Rosaf‘, den ich gestern einen Augenblick losließ und der zu seinem Meister kam und ihn zu lecken versuchte, konnte ihn nicht aufwecken. Der arme ‚Rosaf‘! Es dauert einen, ihn so zu hören. Die ganze Nacht hat er so geweint.“

Der Pfarrer hatte sich über den Sterbenden gebeugt. Er hörte den regelmäßigen, leise röchelnden Atem. Als er ihm die Hand auf die Stirne legte, war diese fast kalt. Von seinem Amte her an solche Scheidestunden gewöhnt, murmelte er: „Das

Ende naht. Er ist ganz friedlich ... Bitten wir zusammen Gott, daß er uns in seiner Güte auch geben möge, daß wir so ohne Erschütterung und ohne Kampf gehen können."

Und aus dem kleinen Zimmer stieg das Gebet auf. Der Pfarrer fand in seinem Herzen die Worte, die wohl paßten angesichts dieses Todes, der nach einem wackeren Leben kam. Er rief die Erinnerung wach an den Soldaten, der in kleinen Dingen getreu seine Pflicht erfüllt, der seinen Glauben bewahrt und nun bald seinen Kampf hier unten beendet hatte, um in die Ewigkeit einzugehen.

Der Bauer und die Bäuerin hörten mit gefalteten Händen zu, und dieser Gottesdienst in der bescheidenen, armen, aber so sauberen und wie für eine Inspektion bereiteten Kammer, angesichts des Sterbenden, der so ruhig wegging, hatte in seiner Einfachheit etwas tief Rührendes.

Der alte Soldat hatte nicht eine Bewegung gemacht. Was ging wohl in seinem Geiste vor? Keiner wird es jemals wissen. Aber in dem Augenblick, da der Pfarrer auf der Türschwelle Abschied nehmen wollte, richtete sich der Sterbende plötzlich in seinem Bette auf und rief mit einer seltsamen Stimme, die so eigentümlich schien, als wollte sie Antwort geben auf Dinge, die für die andern unsichtbar waren:

"Vive ... l'Empereur ...!"

Dann fiel er zurück und sein Körper nahm die Starre des Todes an.

Der alte Grenadier von der Beresina war seinen Kameraden der Großen Armee nachgefolgt.

Draußen aber, unter der strahlenden Sonne, heulte „Kosak“ seine Klage, die nicht aufhören wollte.

E n d e.

Abend und Morgen im Lindenhof

Soeben hat sich die Oberschwester mit einem Händedruck und einem herzlichen Gutenachtwunsch vor mir entfernt. Neben mir auf dem Nachttischchen steht die elektrische Lampe. Ich brauche sie nicht, sondern ziehe vor, zu betrachten, wie die Dämmerung sachte, aber doch merklich, fast ruckweise, an der gegenüberstehenden Wand herunterkriecht. In einiger Entfernung über den Büschen und Bäumen der vorliegenden Parke und Gärten blinkt ein Licht auf. Es kommt aus dem Frauenspital. Unten im Rangierbahnhof, da pfeift's, da horn't's, ruft's, da singen die rollenden Räder auf den Schienen.

Es gibt Patienten, die diesen Lärm unausstehlich finden. Ich nicht. Er dringt zwar auch nicht in gerader Richtung an mein Ohr, doch höre ich ihn.

Aber das ist kein Spätling, der in rein zufälliger Tonfolge seiner Weinsaune Ausdruck verleiht. Das ist keine ausgelassene Schulbubenschar, die eben gelernt hat, durch die Finger zu pfeifen und nun diese Kunst unter der Schulzimmertüre, im Gang draußen und im Treppenhaus ausgiebig und anhaltend übt, oder die ausgeteilten Probenblätter zu Tüten rollt und damit ein schlecht ausgeglichenes Trompetenkonzert veranstaltet, statt diese Blätter säuberlich auf die Seite zu legen, um die leere Rückseite bei nächster Gelegenheit auch noch zu überschreiben.

Nein, das sind Männer, deren Tun und Treiben Sinn und Zweck hat. Ich begeben mich in Gedanken an das Gelände der Stadtbachstraße und bewundere, wie die Pfeifensignale so selbstverständlich und ohne Stockung durchgegeben werden und der Lokomotivführer in seinem Stand darauf mit einem Hebeldruck antworten kann. Ich sehe die flinken Gestalten bei flackerndem Laternenschein zwischen die Wagen hineinkriechen, um die Kupplungen zu besorgen und zittere, es könnte einer den richtigen Augenblick verpassen und zwischen die Puffer geraten oder einer über eine Schiene straucheln und unter den nächsten heranrollenden Wagen fallen.

Ob diesem mißförenden Zuschauen fallen mir die Augen zu und ich schlafe selig ein. Zwölf Uhr. Der helle Glockenton der Heiliggeistkirche ruft es mir zu. Draußen im Gang huscht die Nachtschwester auf weichen Gummisohlen kaum hörbar vorbei. Sie geht an meiner Türe vorüber. Ich hatte ausgiebig Gelegenheit zu bewundern, wie sie als guter Geist auftauchte, rasch mit sicherer Hand ihre Berrichtung vollendete, meine Rissen behende aufrüttelte und mit leisem „auf Wiedersehen“ verschwand.

Ich schlummere weiter. Vier Uhr. Wieder ist es der eherne Mund der Heiliggeistkirche, der mir den dämmernden Morgen verkündet. Die Pauluskirche beeilt sich, das Ereignis mit einem dunkleren, satteren Tone zu bestätigen. In leichtem Nebelschleier zeichnen sich die Umrisse des schöngeschweiften Daches auf dem Obergerichtsgebäude ab. Ein vorwichtiges Kohlmeislein holt die am Abend vor dem Zubettegehen dargereichten Nußkerne ab. Es dringt durch die enge Fensteröffnung bis unter mein Bett vor.

Fünf Uhr höre ich es nicht schlagen. Aber um sechs Uhr fängt das Leben in unserem Spital von neuem an zu pulsieren. Feuchter Lappen, Flaumer, Wischer, Blocher und Staubwedel lösen einander ab, während ich, noch immer blinzeln, die Quecksilbersäule des Fieberthermometers auf eine bescheidene, normale Höhe hinauftreibe.

Toilette und Morgenessen reißen mich aus dem traumhaften Dufel heraus und lassen mich den frischen Morgen kräftig wahrnehmen. Dann kommt der Arzt. Seine breitschultrige, hohe Gestalt füllt die Türöffnung fast aus. Mit einer wohlthuenden Ruhe fühlt er meinen Puls, tastet meinen genesenden Körper ab und nimmt die nötigen Eingriffe vor. Dann steht er am Fußende des Bettes und blickt mir in die Augen. Er setzt mir meinen Zustand auseinander und bittet mich, ihm Zeit zu lassen, daß er mein Gebrechen ausheilen könne. Ich fühle, wie von diesem Manne aus ein Gutmeinen, ein außer aller Geschäftigkeit liegendes Wohlwollen ausströmt, und das erhöht mein Zutrauen. Die Oberschwester mit dem Kleeblatt von Lehrschwwestern aus der Rotkreuzschule kommen und gehen in gleichbleibender Freundlichkeit. Keine Handreichung, kein Dienen ist ihnen zu viel. Ein Gefühl von Geborgenheit und Versorgtsein spinnt sich durch meine Gedankengänge und verschafft mir die Zuversicht: „Es gibt doch auch noch gute Menschen!“

Wohl ist die gegenwärtige, so zerfahrene Weltlage die Frucht des Denkens und Handelns schlechter Leute. Aber die moralische Aufrüstung ist auch am Werk, und freuen wir uns, sie braucht ihr Gebäude nicht in weiter Wüste auf losen Grund aufzubauen. Es sind Fundamentsteine da, und sie werden sich finden und zusammenfügen lassen, und das Gebäude der einigen, einander verstehenden, einander liebenden und dienenden Menschlichkeit wird als schirmender Hort all die Kartenhäuser der Frevler und Konjunkturjäger verdrängen und überdauern.

Otto Rößlisberger.